Die Porcellan-Fee.

Von George R. Sims.

Tom Johnson war fünfundzwanzig Jahre alt und ein Clerk in der City. Er war mit der lieblichsten aller Frauen verheirathet, und sie wohnten in drei Zimmern in einer hübschen, respektablen Straße, in der Nähe von Camden Town. Rose, Tom's Frau, war eine vollkommene kleine Haushaltungsfee. Tom konnte ihr von seinem Gehalt nur dreißig Shillinge per Woche geben, aber sie brachte damit Wunder zuwege. Das kleine Sitzzimmer war immer glänzend, behaglich und sauber, und es fand sich immer etwas Gutes zu Tom's Thee, wenn er, ermattet von der Arbeit und ärgerlich über sein Bureau, nach Hause kam. Allerdings, Tom und Rose waren genöthigt, sich mancherlei Beschränkungen aufzuerlegen und viele Dinge zu entbehren, die ihnen angenehm gewesen wären, aber den Genuß Eines Vergnügens erlaubten sie sich in jeder Woche einmal, und das war der Besuch eines Unterhaltungslocales. Tom und Rose waren sehr für das Theater eingenommen und fanden daher natürlicherweise auch viel Interesse an den unterschiedlichen Neuigkeiten aus dem Theaterleben, mit welchen die Zeitungen heutzutage ihren Lesern aufwarten.

Die arme kleine Rose stieß manchmal einen Seufzer leichten Neides aus, wenn Tom ihr die Zeitungsnotizen über die enormen Eintünfte der dramatischen Autoren vorlas, und meinte: „O Tom! Zu denken, daß man Hunderte von Pfunden in der Woche verdienen kann durch das Schreiben eines Stückes! Sich vorzustellen, daß Du so etwas zu Stande bringen könntest!“

„Das wäre wohl schön, nicht wahr?“ pflegte Tom zu erwidern, und dann begannen sie Luftschlösser zu bauen und sich auszumalen, was sie mit all' dem vielen Gelde beginnen würden. Ein prachtvolles Haus und ein Wagen mit zwei Pferden für Rose; und an dem Abend, wo sie in das Theater ginge und Tom vor die Rampe träte und unter dem donnernden Applaus des enthusiasmirten Hauses seine Verbeugungen machen würde, trüge sie sicherlich eine wundervolle Toilette und ihre Diamanten wären der Neid aller Damen.

„O, wie prächtig wäre das, Tom!“ rief sie eines Tages aus, als sie wieder ihre Luftschlösser bauten, „wenn Du, mein Theurer, nicht mehr um halb acht Uhr Früh aufstehen und hinaus müßtest in Wind und Wetter; wenn Du Dein Frühstück in aller Gemächlichkeit mit mir einnehmen und dazu so viel Zeit verwenden könntest, als mir beliebt; und Du würdest zu Hause bleiben und in Deinem Studierzimmer arbeiten, und ich könnte mein Nähzeug bringen und bei Dir sitzen, und wenn Du fertig wärst, könnten wir zusammen diniren und dann jeden Abend ausgehen und uns unterhalten. O, Tom, mein lieber Tom, könntest Du nicht ein Stück schreiben?“

Tom schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, Rosa,“ sagte er. „Ich denke, daß irgend ein besonderer Kunstgriff dahinter steckt.“

„Ja, ja, es scheint eine ziemlich schwere Sache zu sein.“

„Du kannst darauf schwören, meine Theure, daß dies der Fall ist,“ antwortete Tom, „denn sonst würden es viel mehr Leute thun, und die Autoren könnten für ihre Arbeiten nicht so horrende Preise erzielen.“

Eines Samstags besuchten Tom und Rose die Nachmittags-Vorstellung eines Stückes, welches in London schon zweihundertmal hintereinander gegeben worden war, und dessen Verfasser, wie die Journale berichteten, durch die Aufführungen desselben bereits 10,000 Pfund eingenommen hatte.

Auf dem Heimwege kamen sie an einem alten Curiositätenladen vorüber und blieben stehen, um die Auslage zu betrachten. „O, Tom,“ rief Rose, „sieh' nur diese kleine Fee aus Porcellan! Ist sie nicht reizend? Ach, wie hübsch würde sie sich auf unserem Kaminsims ausnehmen! Bitte, frage doch einmal, wieviel sie kostet!“

Tom trat in den Laden, erkundigte sich um den Preis und kehrte mit der Nachricht zurück, daß die Fee für zehn Shillinge zu haben sei.

„Ach“, sagte Rose, „das ist zu viel für uns. Gehen wir, Tom.“

Aber trotzdem sie sagte: „Gehen wir“, blieb sie wie angewurzelt stehen und schaute die Porcellan-Fee mit verliebten Blicken an. „Tom, sieh' nur auf die Lippen der Fee, sie bewegen sich!“

„Unsinn“, lachte Tom, „du hast sie zu lange fixirt, es ist eine optische Täuschung“.

„Tom,“ wäre es gottlos, wenn wir sie kaufen würden? Ich könnte das Geld ja in der Hauswirthschaft hereinbringen!“

„Nun, es ist viel Geld; aber ich glaube, daß es uns nicht ruiniren wird. Du wünschest die Fee — du sollst sie haben.“

Und ehe ihn Rose zurückhalten konnte, war Tom wieder in den Laden getreten. Und als er nach kurzer Zeit wieder heraus kam, übergab er seiner freudestrahlenden kleinen Frau, säuberlich in Papier eingewickelt, die Porcellan-Fee. Rose steckte sie in den Muff — es war eine ganz kleine Fee — und trug sie im Triumphe nach Hause. Nun stand die Porcellan-Fee auf dem Kaminsims, und Rose konnte kaum die Augen von ihr abwenden und gab ihr ein über das anderemal die süßesten Schmeichelnamen.

Da es Samstag Nachts war, blieb das junge Ehepaar länger als gewöhnlich wach. Tom rauchte seine Pfeife, während Rose ihm einen Roman vorlas, und sie fühlten sich so behaglich und so glücklich, daß sie gar nicht an die vorgerückte Nachtzeit dachten, bis Tom, zufällig auf die Uhr blickend, ausrief: „Nicht möglich, Rose, es ist eine Minute vor zwölf Uhr!“

Rose klappte das Buch zu — sie hatte soeben ein Kapitel beendet — zündete eine Kerze an, und dann drehte Tom das Gaslicht ab. Während er dies that, schlug die Wanduhr Zwölf.... Und gerade in dem Momente, als der letzte Schlag verklang, ließ sich eine süße, sanfte, silberne Stimme vernehmen: „Ich danke Euch aus vollem Herzen dafür, daß Ihr mich gekauft habt.“

Rose fuhr erschreckt zusammen und ließ die Kerze fallen, welche verlösch. Tom drehte sich überrascht um, und da stand die Porcellan-Fee auf dem Kaminsims, und ein das Zimmer erhellender Lichtstrahl umgab ihren Kopf. Es war die Fee, die gesprochen hatte. Ihre geöffneten Lippen zeigten zwei Reihen von Perlenzähnen und auf ihrem Antlitz lag das freundlichste und lieblichste Lächeln.

„Fürchtet Euch nicht,“ sagte die Fee, als Rose ängstlich Toms Hand ergriff, „ich bin eine gute Fee. Ich wurde von einer bösen Zauberin in Porcellan verwandelt, aber jede Nacht um zwölf Uhr gewinne ich die Kraft der Sprache wieder; doch wenn die Morgendämmerung hereinbricht, muß ich wieder verstummen. Ich war sehr unglücklich in dem alten Curiositätenladen, wohin ich von einer Person gebracht wurde, die mich in einem Walde fand und gedacht habe, ich sei irgend ein Zierrath. In dem alten Laden war Niemand, mit dem ich um Mitternacht hätte sprechen können, ausgenommen eine Anzahl von chinesischen Götzen und metallenen Figuren und ähnlichem Volk, die mich nicht verstanden. Ich war sehr erfreut, als Ihr mich in Euer hübsches, glückliches Heim brachtet, und Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich die zwölfte Stunde herbeisehnte, um Euch danken zu können.“

„Auch uns macht es ein großes Vergnügen,“ stammelte Rose, „aber es ist wirklich recht seltsam. Ich möchte Sie nicht mit Fragen belästigen, aber.... ich.... wünschen Sie etwas zu essen?“

Die Fee ließ ein silberhelles Lachen ertönen.

„O nein,“ sagte sie, „Feen sind niemals hungrig. Ich wünsche nur, Ihr hättet die Freundlichkeit, das Fenster zu öffnen und ließet mich hinausfliegen. Wenn ich vor Anbruch der Morgendämmerung das Feenland erreichen kann, so finde ich dort sicherlich meine Beschützerin, welche mich von dem Zauber befreien wird, der auf mir lastet.“

„O, gewiß,“ erwiderte Tom, „mit Vergnügen.“ Und er schickte sich an, das Fenster zu öffnen. Da fiel ihm aber ein, daß er für die Fee zehn Schillinge ausgelegt hatte, und daß er bei dem Kaufe nur einen effektiven Verlust haben würde.

Die Fee errieth sofort, was in Tom's Geiste vorging, denn sie flog anmuthig von dem Kaminsims auf den Tisch, neben welchem der Hausherr stand und sagte: „Ich will nicht undankbar sein und als Belohnung für Eure Liebenswürdigkeit Euch einen Wunsch erfüllen, wie immer er auch sei.“

„O, Tom,“ rief Rose, welche sich allmälig von ihrem Schrecken erholt hatte, „wünsche dir, ein dramatischer Dichter zu sein!“

Tom war zu jeder Zeit ein gehorsamer Ehemann (glückliche Ehemänner sind dies immer) und so sagte er denn: „Ich wünsche, ein dramatischer Dichter zu sein.“

„Gehe zu Bett,“ erwiderte die Fee, „und morgen, wenn du erwachst, wirst du das sein, was du dir jetzt gewünscht hast.“ Und die Fee warf dem jungen Ehepaar ein Kußhändchen zu, entfaltete ihre Schwingen und flog hinaus in das Mondlicht. Tom und Rose folgten ihr mit den Blicken, so lange sie die lichte Gestalt sehen konnten, schlossen dann das Fenster und begaben sich zur Ruhe.

* * *

Am nächsten Morgen, als Tom erwachte, hatte er fürchterliche Kopfschmerzen und fühlte sich so elend, daß er sich kaum im Bette aufsetzen konnte, um auf die Uhr zu sehen.

„Bei Jupiter,“ rief er, „es ist beinahe 12 Uhr.“

Dann sah er sich nach Rose um und fand, daß sie nicht da war.

„Rose! Rose! Wo bist du!“

Rose erschien auf der Schwelle des anstoßenden Zimmers.

„O, du bist schon erwacht, Tom. Willst du eine Tasse Thee?“

„Ich bitte darum; ich — bei Jupiter, ich bin schwer krank, ich kann kaum die Augen öffnen.“

„Ich wundere mich nicht darüber,“ entgegnete Rose; „es war 6 Uhr Morgens, als du nach Hause kamst.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ sagte Tom, sich im Bette aufsetzend und das elegant möblirte Zimmer betrachtend, „diese schrecklichen Proben, Nacht für Nacht. Und heute muß ich wieder in das Theater gehen, um im letzten Momente einige Aenderungen vorzunehmen.“

„War Mr. Smith heute Nacht besser aufgelegt?“

„Leider nicht, er schwört, seine Rolle wäre die schlechteste, die er je gespielt habe und es würde ein gediegener Durchfall werden, wenn ich die Scene, in welcher er die lange Rede von Miß Brown anhören muß, nicht streiche. Und Miß Brown hingegen will sich gerade diese Scene nicht nehmen lassen und sagt, es wäre die einzig gute, die sie hätte — oh, ich bin davon überzeugt, daß man mich auspfeifen wird.“

Tom war eben im Begriffe, wieder die Augen zu schließen, als ein Diener Mr. Jones, den Director des Theaters, in welchem Johnson's Drama am Montag zur ersten Aufführung gelangen sollte, meldete.

Rose verließ das Zimmer nnd Mr. Jones trat ein. „Bedauere lebhaft, Sie stören zu müssen, theurer Freund, aber es ist eine ernste Sache. Jedermann, der die gestrige Costumeprobe sah, ist der Meinung, daß der fünfte Akt die Wirkung des Stückes beeinträchtigt. Sie müssen ihn mit dem vierten Akte zusammenziehen.“

„Was“, schrie Tom, die Hand gegen den brennenden Kopf pressend, „den fünften Akt weglassen? Unmöglich! Es liegt ja doch ein Jahr zwischen den beiden letzten Akten.“

„Ach, darüber kann man hinweggehen. Wie immer es auch sei, die Aenderung muß vorgenommen werden.“

„Und ich thue es nicht!“ brüllte Tom, „ich thue es ganz gewiß nicht. Lieber werfe ich das ganze Stück in das Feuer. Ich bin der Verfasser und ich bin verantwortlich für mein Stück. Ihr spielt mein Stück entweder so, wie ich es geschrieben habe, oder es wird überhaupt nicht aufgeführt!“

Tom hatte sich in einen rasenden Zorn hineingeredet. Der Director versuchte es, ihn zu besänftigen.

„Seien Sie kein Narr, Johnson,“ sagte er, überdenken Sie die Sache und kommen Sie in einer Stunde in die Directionskanzlei. Wir wollen dann die Sache ruhig bereden. Nun muß ich aber gehen, um noch mit Miß Blank zu sprechen; vielleicht kann sie die Rolle der Mary übernehmen.“

„Miß Blank?.... Die Mary spielt ja Miß Daiß!“

„Wie, haben Sie denn noch nicht gehört, was ihr zugestoßen ist? That heute Nachts, als sie von der Probe nach Hause fuhr, beim Aussteigen aus dem Wagen einen Fehltritt, verknackste sich den Fuß und hütet nun das Bett.“

Tom stöhnte herzbrechend und warf sich in das Kopfkissen zurück.

„Oh, alles in dem Stücke dreht sich um Mary, und nun, in der zwölften Stunde, soll eine Schauspielerin die Rolle übernehmen, welche von dem Inhalte derselben keine Ahnung hat!“

„Was sollen wir aber thun?“

„Ich weiß es nicht,“ wehklagte Tom, aber ich komme bald zu Ihnen. Ich glaube, dieses Stück wird mich noch umbringen.“

Eine halbe Stunde später schickte sich Tom an, sein Zimmer zu verlassen, als Rose eintrat.

„Du gehst aus, Tom? Du hast ja noch nicht gefrühstückt!“

„Ich kann keinen Bissen essen“, seufzte er. „Ich bin ganz außer Rand und Band, Rose.... Ich wünschte, ich wäre Stadtschreiber in Jericho, anstatt dramatischer Dichter.

* * *

Montag Nacht war gekommen. Tom marschirte in einem Zustand höchster Aufregung vor dem Theater auf und ab; es fehlte ihm der Muth, sich in das Haus zu wagen. Er hatte den letzten Akt fallen gelassen, mit Miß Blank eine übereilte Probe abgehalten; sich mit dem Hauptbösewicht seines Stückes, der dasselbe in Gegenwart seines ganzen Personals für einen Unsinn erklärt hatte, zerkriegt, war in einer fürchterlichen Stimmung nach Hause gekommen, so daß Rose sich beinahe die Augen ausweinte; und nun erwartete er in fieberhafter Aufregung das Verdict über sein Schmerzenskind, welches ihm seit Monaten den Schlaf seiner Nächte gekostet, und dessen Inscenirung dem Direktor Tausende von Pfunden gekostet hatte.

„O, es fällt zweifellos durch“, murmelte Tom; „aber niemals wieder will ich eine Feder zu solch einer Arbeit in die Hand nehmen!“

Ein Mann trat aus der zur Bühne führenden Thür.

„Vorhang schon auf?“ fragte Tom mit nervösem Zittern.

„Nein, Herr, es ist an der Bühnenmaschinerie des ersten Aktes etwas verdorben, und man wird daher vor einer halben Stunde nicht beginnen können.“

Tom schoß wie der Blitz in das Theater. Während er die Bühnentreppe emporflog, hörte er das Stampfen, Poltern und Schreien des ungeduldigen Publikums. Es waren bereits zehn Minuten nach der Zeit, zu welcher die Vorstellung beginnen sollte. Auf der Bühne war Alles geschäftig, und man konnte sofort bemerken, daß etwas nicht klappte.

„Es ist nicht so arg, als wir dachten,“ wendete sich der Regisseur zu Tom, als er diesen erblickte. „Wir können ruhig beginnen lassen, und während sich die ersten Scenen abspielen, werden wir es versuchen, die Sache in Ordnung zu bringen. Geht's nicht, nun — dann trete ich vor und zeige dem verehrungswürdigen Publikum an, daß kein Malheur passirt ist.“

Tom stürzte verzweifelt wieder auf die Straße hinaus. „O, mein armes Stück, mein armes Stück! Es ist verloren, ehe es noch begann!“

* * *

Eineinhalb Stunden später tauchte Tom, bleich, zitternd, die Hände in nervöser Erregung ineinandergeklammert, hinter den Coulissen auf. Man spielte den dritten Akt. Derselbe enthielt eine erschütternde Scene, von welcher Tom eine große Wirkung auf das Publikum erhoffte. Unerwartet erscheint der Bösewicht an dem Fenster und erschießt einen anderen Schurken, der soeben im Begriffe ist, einen Brief zu schreiben. Der Held des Stückes tritt ein, findet den unvollendeten Brief, liest ihn und entdeckt solcherart das gegen ihn geschmiedete Komplott.

Die große Scene naht. Der Bösewicht hat das Fenster leise und behutsam zu öffnen. Er thut es, macht dabei aber einen derartigen Lärm, daß man das Geräusch im ganzen Hause hören kann. Der Briefschreiber nimmt von dem Spektakel klugerweise keine Notiz.

„Er hat mich nicht gehört,“ flüstert der Bösewicht am Fenster.

„Nun, da muß er ganz gehörig taub sein.“ ruft ein Bursche auf der Galerie und das Haus beginnt zu kichern.

Aus allen Poren von Toms Körper drang der Angstschweiß. Seine große Scene in Gefahr, in Trümmer zu gehen. Glücklicherweise beruhigt sich das Haus im nächsten Momente. Es gibt kein liebenswürdigeres Publikum, als das einer Premiere im Londoner Theater. Aber es ist doch nur eine menschliche Zuhörerschaft; und als nun — während der Bösewicht, durch das Fenster in das Zimmer steigend, zu dem anderen Schurken schlich — der auf der Bühne hängende Spiegel mit lautem Klirren auf das Podium fiel und der Bösewicht im Sinne seiner Rolle deklamirte: „Kein Laut stört die Stille der Nacht“ — da durchbrauste schallendes Gelächter das Haus. Und um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen, stolperte der bereits verwirrte Bösewicht über einen ihm im Wege stehenden Schemel und plumpste der Länge nach hin, während seine Pistole sich zwischen den Füßen seines nichts ahnenden Feindes entlud.

Das durch das Haus donnernde Hohngelächter, welches die Endkatastrophe begleitete, tönte noch an Tom Johnson's Ohr, als derselbe, wie von Furien gepeitscht, entfloh und erst Halt machte, als er sich am Ufer der Themse wieder sah.

„Es ist mein Ruin, ich kann es nicht überleben, rief er in die finstere Nacht hinaus. Verflucht sei die Stunde, in welchem ich mich diesem Leben fortwährender Qualen und Enttäuschungen verschrieb. Wie kann ich diese schrecklichen Dinge lesen, die man morgen in den Zeitungen über mich lesen wird? Wie kann ich jemals wieder ein Theater betreten? Nein, ich will nicht leben, um in einem Narrenhause zu sterben. Ich will allem ein Ende machen in den Frieden bringenden Fluthen der....“

Und Tom schwang sich über die Uferbrüstung, um den Todessprung zu thun — als hinter ihm eine süße Stimme seinen Namen rief.

Es war die Porcellan-Fee.

Mit einem wilden Schrei wendete er sich um und stürzte vor der ihm entgegenschwebenden Fee auf die Knie.

„Kannst du, o holde Fee, mir noch einen andern Wunsch gewähren?“ rief er, flehend die Hände zu ihr emporstreckend, während ein Strom von Thränen seinen Augen entfloß.

„Ich kann es!“

„Dann mache mich so schnell wie möglich wieder zu dem, was ich gewesen bin, zu einem gewöhnlichen Schreiber in der City.

* * *

„Tom!“

Es war Rose's Stimme.

Tom fuhr mit einem Ruck aus dem Schlafe empor.

„Das Frühstück ist fertig, mein Theurer, und neun Uhr ist's auch schon. Willst Du denn heute gar nicht aufstehen?“

Tom stieß einen Freudenschrei aus. Er war wieder ein Clerk, und es war wieder Sonntag Morgens, der glückliche Tag des Friedens und der Ruhe, zu Hause an der Seite seines lieben, kleinen Weibchens.

Oh, was für ein fröhlicher Sonntag das war! Wie lauschig und wohlig das kleine Sitzzimmer sich ausnahm! Und nach dem Frühstück, als Tom so bequem in seinem Fauteuil saß und in der Sonntagszeitung von dem schrecklichen Durchfall las, welcher dem neuen Stücke Mr. Three Starrs zu Theil geworden, da fühlte er, wie ihm ein großer Stein vom Herzen fiel und er jubelte: „Dank dem Himmel, daß ich kein dramatischer Autor, sondern nur ein glücklicher Cityclerk bin, mit gerade so viel Einkommen, als man zum Leben braucht!“

Und während seines ganzen Lebens wünschte er niemals wieder — ein Dramendichter zu sein.

Ueber die Rostkrankheit bei der Tabakspflanze

berichtet der Director der Kaiserlichen Tabakmanufaktur, Herr August Schmitter in Berlin, in einer kürzlich erschienenen Schrift Folgendes: Die Rostkrankheit rührt her von einer Schwarotzerpflanze — Rostpilz genannt, deren Sporen oder Keimkörner durch Luftströmungen auf die Pflanzen geführt werden, wo sie unter dem Einfluß der aus der Atmosphäre zugeführten Feuchtigkeit keimen. Es treten aus ihnen schlauchförmige Zellen hervor, welche man Hyphen genannt hat und die in die Blätter einzudringen suchen. Der Rostpilz verschont die gesunden, kräftigen, und läßt sich nur auf schwachen, in Siechthum befindlichen Pflanzen nieder. Smitter vermuthet, daß bei trauernden Tabackpflanzen das Häutchen (Cuticula), mit welchem die Oberhautzellen der Blätter an ihrer Außenwand überzogen sind, durch irgend welche Ursache verletzt ist, vielleicht auch einige Zellen abgestorben, und daß hierdurch das Eindringen der Hyphen erleichtert wird.

Ferner tritt die Rostkrankheit beim Tabak auf nach starkem, meist durch Regen herbeigeführten Sinken der äußeren Temperatur, vorzugsweise also in naßkalten Jahrgängen. Sie erscheint ferner besonders gern bei aus neu eingeführtem ausländischen Samen gezogenen Pflanzen, wenn solchen in der Jugend nicht mehr Pflege zu Theil wird, als den längst akklimatisirten. Sind diese neu eingeführten Pflanzen von zarter Natur, so ist dies in besonders auffallender Weise bemerkbar. Zur Verhütung des Rostes muß vor Allem guter Samen genommen werden, und zwar nur von der obersten Spitze des Stockes, nicht von den Nebenzweigen; sodann müssen die Setzlinge gut behandelt, am besten pikirt werden, wie Schmitter es in seiner frühern Abhandlung „Zur Tabakfrage“ ausführlich beschrieben hat.

— Als im Jahre 1528 — so erzählt eine alte Chronik — Meister Hans, der Scharfrichter Berlins, am Grünen Donnerstage im schwarzen Kloster, der nachmaligen Domkirche auf dem Schloßplatz unweit der Brüderstraße, zum Sakrament hat gehen wollen und vor der Kirchenthür drei Bettler in Mulden sitzen gesehen, als hätten sie keine Füße, hat er es Kurfürst Joachim I. berichtet und gebeten, dieser möchte ihm erlauben, daß er ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thun und sie wieder gesund machen möchte. Darauf hat er am folgenden Tag, mit Erlaubniß des Kurfürsten, nach vollendeter Passionspredigt, als das Volk aus den Kirchen gegangen, sich zu den Bettlern gefunden mit zwei Knechten, deren jeder eine gute Knotenpeitsche, von Stricken gemacht, unter dem Kleide verborgen getragen, und als die Bettler vermeinten, sie würden eine Gabe von ihm empfangen, wie den vorigen Tag geschehen, da hat er seine Knotenpeitsche hervorgezogen, dem Einen einen guten Streich gegeben, desgleichen auch die beiden Knechte den beiden Andern, daß ihnen der Staub aus den Kitteln gestobt. Als auf ihre Bitten kein Verschonen gewesen, da haben sie ihre Messer zur Hand genommen und die Stricke zerschnitten, sind aus den Mulden gesprungen und haben Reißaus genommen, welchen der Henker sammt seinen Knechten eine gute Strecke mit großem Gedränge das Geleit gegeben. Darüber hat der Kurfürst sehr gelacht und zum Henker gesagt: „Kannst Du Krüppel und Lahme gehend machen, so muß ich Dich besser zu Rathe halten.“ Und hat seit dieser Zeit Meister Hansen sogar Zutritt zu sich gegeben.

— Großer Bedarf. Vor dem Theater zu ** steht alle Abend eine alte Frau, welche faule Aepfel und Eier verkauft.

Trödlermarkt in Paris.

In Paris ist unlängst auf dem in der Nähe der Bastille gelegenen Boulevard Lenoir der übliche Jahrmarkt der Trödler eröffnet worden. Viele Hunderte von trüben, an Staub und Schutt gewöhnten Gestalten sind da urplötzlich dem hellen Sonnenlichte preisgegeben, und all' die vergilbten fast mumienhaften Erscheinungen, die vielleicht nur einmal des Jahres, zur Zeit des Marktes, aus der durch Gerümpel verbarrikadirten Bude ins Freie gelangen, bieten unbezahlbare Typen für den Maler, den Schriftsteller. Und die feilgebotenen Waaren erst — man sollte es nicht für möglich halten, schreibt der Pariser Berichterstatter der Wiener „N. Fr. Pr.“, daß die hier auf dem Erdboden aufgeschichteten Dinge wirklich einen Werth besitzen, thatsächlich die Kauflust eines Menschen wecken könnten! Sammlungen rostiger alter Nägel, daneben altes Geschirr, Teppichreste, alte Rahmen, Spiegeltrümmer und Bücher. Die letzteren sind schon allein des Besuches werth. Selten trifft man auf dem Trödlermarkte ein vollständiges Werk; unter den zu 5 Centimes angesetzten Büchern kann man auch gerechter Weise keine tadellosen Ausgaben suchen. Eine Trödlerin, deren „Toilette“ augenscheinlich vor einem halben Jahrhundert von der im Geschäfte vorangegangenen Großmutter eingehandelt worden war, bot uns in beredten Worten Ohnets „Hüttenbesitzer“ an. Stolz fügte sie hinzu: „Es fehlt nur eine Lieferung; die Dame, die es verkaufte, konnte sich von ihrem Lieblingscapitel nicht trennen, Sie können sich also denken, wie schön das Buch ist!“

Neben ihr vertrat ein Herr, der sein Leben dem Handel mit gebrauchten Stiefeln geweiht, laut und wortreich die Ansicht, daß nur ganz unverständige Menschen neue Stiefel tragen, der Vorsichtige lieber zu alten greife, die viel bequemer sind. Ein Mann, der alte Wäsche ausbot, suchte ein buntes Taschentuch interessant zu machen, indem er, gestützt auf das in einer Ecke eingestickte große B, behauptete, es stamme vom General Boulanger. Doch eine biedere Hausmeisterin, die sich, die Reliquie betrachtend, in geschäftliche Unterhandlungen einließ, erklärte nach kurzer Untersuchung des Gegenstandes, es müsse dem General schlecht gehen, da das Taschentuch mehrfach durchlöchert sei, worauf die Sache erledigt war. Das Publikum des Trödlermarktes ist nicht weniger fesselnd. Neben dem Taschendiebe, der selbst hier noch stehlen will, drängt sich der Sammler, welcher unter dem Gerümpel nach Antiquitäten fahndet. Seine Mühe ist meist erfolglos, unter der Spinnwebendecke der hier befindlichen Oelgemälde sucht man vergebens das Zeichen berühmter Meister, sie sind gewöhnlich das, was sie scheinen: ehrliches Stümperwerk! An der Seite der sparsamen Hausfrau vom Lande, die lange schwankt, ob sie für zwei Kaffeetassen, das Ziel mehrjähriger Wünsche, 18 oder 19 Sous geben soll, taucht das geschminkte Gesicht eines Dämchens auf, welches der Müßiggang oder vielleicht die nahe Verwandschaft mit einem der Verkäufer hierher gebracht hat. Beim leisesten Windhauch lösen sich dichte Staubwolken von dem Trödel, verwundert gucken die frischgrünen Knospen der Bäume auf das alte Zeug nieder, und die buntbefrackten Vögel, die gleichfalls auf dem Trödlermarkte feilgeboten werden, schmettern ihr Frühlinglied hell in die Welt, als ob all' das, was die vergilbten Waaren von einem trüben „Gestern“ erzählen“ nicht wahr wäre, als ob es nur ein „Morgen“ gäbe voll Sonnenschein und Frohsinn!

Chinesische Heilmethoden.

Der Ostasiatische Lloyd schreibt in seiner neuesten Nummer: Die Methoden, welche der Chinese anwendet, um einen ertrunkenen, erhängten 2c. Menschen wieder ins Leben zurückzurufen, bilden einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens der Bevölkerung, welche der Ansicht ist, daß in allen Fällen, wo Männer oder Frauen sich erhängt haben, sie wieder ins Leben gebracht werden können, selbst wenn der Körper schon steif geworden ist. Die gewöhnlichste Methode ist folgende: Der Körper darf nicht abgeschnitten werden, sondern man muß ihn stützen, den Strick vorsichtig lösen und ihn dann mit dem Rücken auf die flache Erde legen, den Kopf etwas erhöht. Nun beugt man Arme und Beine des Patienten sanft und läßt Jemand hinter ihm sitzen und sein Haar fest anziehen. Zunächst streckt man die Arme, macht den Eingang zur Luftröhre frei und läßt zwei Personen unaufhörlich durch ein Bambus- oder Schilfrohr in die Ohren blasen und gleichzeitig die Brust mit der Hand reiben. Das Blut von dem Kamme eines lebendigen Huhnes wird genommen und in die Nase geträufelt — bei einer Frau in das linke, bei einem Mann in das rechte Nasenloch; man kann auch für den Mann einen Hahnenkamm, für die Frau einen Hühnerkamm benutzen. Die Wiederbelebung wird, wie der Chinese glaubt, sofort eintreten. Wenn ein Mensch auch eine ganze Nacht todt im Wasser gelegen hat, so wird er doch alsbald zum Leben zurückkehren, wenn man einen Lehmklumpen aus einer Lehmwand nimmt, denselben zu Staub zerstößt, den Patienten mit dem Rücken darauf legt und ihn auch mit Ausnahme des Mundes und der Augen damit bedeckt — der Staub wird das Wasser aufsaugen und das Leben wird wiederkehren. Zur Heilung des Ausschlages nimmt man eine große Auster und thut sie, den Mund nach oben in ein Becken, von Jedermann entfernt. Man wartet, bis die Schale sich öffnet, nimmt dann etwas geriebenen Borneokampfer, mischt ihn mit einer gleichen Menge einheimischer Muskatnüsse zu einem feinen Pulver und schüttet etwas davon mit einem Löffel in die Schale.

Die Auster wird dann ihre Schale schließen und dann ihr Fleisch zu einer Flüssigkeit zerschmelzen. Zu dieser fügt man noch etwas von den genannten Ingredienzien hinzu und bestreicht mittelst einer Hühnerfeder die Theile um die Wunde. Dies soll eines der vorzüglichsten Mittel sein — wenigstens nach dem Glauben des Volkes. Amüsant ist die Methode, welche der Chinese bei Alpdrücken anwendet. Man darf kein Licht in das Schlafzimmer des Leidenden bringen, ebensowenig den Schläfer beim Näherkommen laut anrufen: man beißt ihn vielmehr in den Hacken oder den großen Zehen und spricht leise seinen Namen aus. Darauf speit man ihm in's Gesicht und läßt ihn Ingwerthee trinken, dann wird er zu sich kommen. Oder man bläst mit einem dünnen Rohre dem Kranken in die Ohren, reißt ihm vier Haare aus dem Kopfe, dreht sie zusammen und stößt sie ihm in die Nase; darauf gibt man ihm auch Salzwasser zu trinken. Als Gegengift gegen Vergiftungen dient ein Mittel, das ursprünglich von einem buddhistischen Priester erfunden sein soll. Verschiedene Ingredienzien, zu welchen zwei rothe Tausendfüßler gehören — ein lebendiger und ein gebratener — müssen in einem Mörser zerstampft werden und zwar am 5. des 5. Monats, am 8. des 8. Monats oder am 9. des 9. Monats, und an einem Platze, wo weder Frauen, noch Hunde, noch Geflügel leben. Aus dem dadurch entstehenden Teige werden Pillen gemacht, welche von dem Vergifteten verschluckt werden müssen, ohne sie zu kauen. Unter dem Volke ist auch der Aberglaube allgemein, daß Spinat mit Schildkröten gegessen, Gift sei; ebenso Schellfisch mit Wildpret. Der Tod wird auch häufig nach dem Glauben des Volkes herbeigeführt, wenn man Teichwasser trinkt, das durch Schlangen vergiftet war, oder Wasser, welches zum Begießen von Blumen verwandt wurde, auch Thee, welcher eine Nacht lang unbedeckt gestanden hatte; ferner, wenn man von einem Huhn ißt, welches einen Tausendfuß verschlungen hat, und wenn man Kleider trägt, welche vom Schweiß durchnäßt und von der Sonne getrocknet wurden.

Vom neunzehnten Deutschen Chirurgencongreß.

Die Verhandlungen des diesjährigen Chirurgencongresses erstrecken sich zu allermeist über derartig ausschließliche Fachgegenstände, über Fragen der operativen Technik in einzelnen lediglich den chirurgischen Specialisten interessirenden Fällen, daß von einer erschöpfenden Berichterstattung an der Hand einer nichtärztlichen Zeitung nicht die Rede sein kann. Es ist daher dringend geboten, eine sorgfältige Auswahl zu treffen und aus der Fülle des wissenschaftlichen Materials nur dasjenige herauszugreifen, was auf eine allgemeine Theilnahme zählen kann. Dazu gehört unseres Dafürhaltens in erster Linie die Frage, betreffend die Betäubung der zu operirenden Kranken. Angesichts der breiten Oeffentlichkeit aller unserer Verhältnisse kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Ereignisse, sowohl die glücklichen, als auch die verhängnißvollen, welche sich in den chirurgischen Kliniken und Operationssälen zutragen, sofort zu allgemeiner Kenntniß gelangen. Nichts flößt jedoch dem Publikum solch einen Schrecken ein, als die Kunde von denjenigen Unglücksfällen, welche sich bei der Betäubung von Kranken ereignen.

Es ist nur zu begreiflich, wenn sich die öffentliche Meinung mit diesen fatalen Vorkommnissen auf das Lebhafteste beschäftigt, welche doch Niemand mehr beklagen kann, als der operirende Arzt selber. Es war deshalb nur dankenswerth, wenn Herr Kappeler die Angelegenheit der Aether- und Chloroformnarkose an erster Stelle zur Sprache brachte. Unter all den vielfach empfohlenen Betäubungsmitteln gab der Vortragende und alle späteren an der Debatte theilnehmenden Mitglieder des Congresses dem Chloroform den Vorzug; nur sollte der Technik des Chloroformirens selber eine größere Sorgfalt in der Hinsicht zugewendet werden, daß die Einrichtungen der Betäubungsapparate vervollkommnet werden möchte. Abgesehen von diesem Wunsche, dem vielleicht der neu ausgestellte Wiskemannsche Betäubungsapparat Genüge zu thun vermag, förderte die Diskussion keine irgendwie wesentlich neuen Gesichtspunkte zu Tage. Der genannte Apparat bietet, allem Anscheine nach, mancherlei Vorzüge gegenüber den bisher gebräulichkeit dar. Er gestattet vor Allem eine genaue Bestimmung der in einer zur Betäubung zu verwendenden Chloroformirungen; er ist ferner ganz außerordentlich leicht — auch von einem nichtärztlichen, also Wärterpersonal und dergleichen — zu handhaben.

Der Wiskemann'sche Betäubungsapparat verdient zum Mindesten sorgfältig geprüft zu werden. Bis auf Weiteres dürfte somit das Chloroform seinen bisher behaupteten ersten Platz unter den Betäubungsmitteln nicht an einen Nebenbuhler abtreten: gleichwohl ist die von dem Vortragenden gegebene Anregung, eine genaue und möglichst vollständige Statistik der Chloroformnarkose und aller dabei vorgekommenen Unglücksfälle anzustellen, eine höchst dankenswerthe. Da sich der Congreß in diesem Sinne auch aussprach, so ist zu erwarten, daß demnächst eine derartige Statistik in Angriff genommen werden wird. Vielleicht entschließt sich der Ausschuß der deutschen Gesellschaft für Chirurgie, solch eine Sammelforschung in Angriff zu nehmen, um auf diese Weise eine gesicherte Grundlage für weitere spätere Berathungen über diese wichtige Angelegenheit zu gewinnen.

Von großem allgemein wissenschaftlichen und auch in gewissem Sinne mythologischen Interesse war der von dem Breslauer Pathologen Ponfick gehaltene Vortrag, „über Lebrerresektion und Leberrekreation.“ Es kam dem genannten Forscher bei seinen an Kaninchen vorgenommenen Untersuchungen darauf an, zu ermitteln, wie sich die organischen Funktionen der betreffenden Thiere gegenüber der theilweise entfernten Leber verhalten würden. Die ersten, verhältnißmäßig schonenden Eingriffe, es wurde zunächst etwa ein Viertel der Leberdrüse entfernt, ertrugen die Thiere ganz gut. Dadurch ermuthigt, entschloß sich Herr Ponfick zu immer weiter gesteigerten Beseitigungen von Lebersubstanzen; bis er zuletzt bei Dreivierteln angelangt war.

Auch diese ungemein starken Eingriffe ertrugen die Versuchsthiere recht gut. Allein das Ergebniß blieb insofern ein negatives, als sich eine massenhafte Wiedererneuerung von Lebersubstanz zeigte, die sogar das normale Lebergewicht um ein Bedeutendes überstieg. Es war somit die Fabel von der prometheischen Leber, welche der Adler täglich dem an den Felsen geschmiedeten Heroen wegfraß, gewissermaßen durch den modernen Thierversuch als ein korrekter Naturvorgang nachgewiesen; denn wunderbar rasch ergänzte sich beim Kaninchen die beseitigte Lebersubstanz durch neugebildete Leberzellengewebe. Daß bei geeigneten Fällen und bei zweckmäßig angeordneter Operation eine theilweise Entfernung der Leber auch vom Menschen — außer dem angeführten fabulösen Prometheusfall — gut vertragen wird, dafür gab Herr Tillmanns (Leipzig) einen Beleg durch eine von ihm herbeigeführte Heilung. Er hatte nämlich vor etwa zwei Jahren einen derartigen Eingriff unternommen und der betreffende Patient befindet sich bis auf den heutigen Tag vollkommen wohlauf und gesund. Im Anschlusse an diesen Ponfickschen Vortrag berichtete Herr Wagner (Königshütte) über eine von ihm ausgeführte Operation, bei welcher ein sehr großer Theil einer Leber entfernt wurde; allein der Fall verlief in Folge einer innerlichen Verblutung schon zweimal vierundzwanzig Stunden nach der Operation tödtlich. Es handelte sich dabei um eine specifische Lebererkrankung bei einer sehr heruntergekommenen Frau. Im Allgemeinen schienen die Congreßmitglieder keine allzu großen Erwartungen an diese Lebersubstanz-Entfernungen zu knüpfen. Wenigstens blieben die Ansichten derjenigen Chirurgen unwidersprochen, welche für specifische Lebererkrankungen auch die bisher üblich gewesenen specifischen Behandlungsweisen empfahlen. Mit der Leberchirurgie dürfte es also bis auf Weiteres nicht viel anders gehen, als mit der schneidigen Lungenchirurgie.

Von den im Congresse vorgestellten Heilungen in geradezu verzweifelten Fällen erregte ein allgemeines Erstaunen und eben eine solche Anerkennung die Fälle des Leipziger Chirurgen Tillmanns. Derselbe hatte vor etwa zwei Jahren einem an tuberkulöser Lungen- und Brustfellentzündung erkrankten Manne, dem schon vorher einzelne Rippenstücke herausgeschnitten waren, die Brustwandung in solch einer Ausdehnung entfernt, daß noch jetzt eine über faustgroße Höhle zurückgeblieben ist. Das Brustfell ist dauernd blosgelegt und durch die Höhle hindurch kann man bequem das Spiel des sich beim Athmen ausdehnenden und wieder zurückschnellenden Lungenflügels beobachten. Der Patient ist als ein vollkommen gesunder Mensch zu betrachten; denn seine ehedem völlig verödete linke Lunge hat sich wieder als eine durchaus functionsfähige erwiesen. Sie besorgt gleich dem rechtsseitigen Lungenflügel das Ein- und Ausathmungsgeschäft so prompt als nur irgend möglich.

(„Berl. Tagebl.“)

Die Vertheilung der „jüngsten Rekruten.

Dieselbe, nämlich der April-Einjährigen, hat soeben stattgefunden. Während die auf dem Kasernenhofe anwesenden Officiere, welche der Herr Oberst versammelt hatte, etwas seitwärts im Halbkreis den Regiments-Commandeur umstanden, näherten sich die zwölf Compagniemütter ihren in Trupps von 5 bis 6 Mann aufgestellten neuen Untergebenen. Mit kritischen Blicken jeden einzelnen Einjährigen von Kopf bis zu Fuß musternd, beginnt die „Vorstellung.“ „Mein Name ist F. Ich bin Ihr Feldwebel. Geben Sie mir der Reihe nach kurz Ihr Nationale an“, redet der „Spieß“ seine noch in Civil steckenden Marssöhne an. „Sie heißen?“ forscht er dann den Flügelmann aus. Der Gefragte nennt, sich leicht verneigend, seinen Namen. Der Gestrenge notirt denselben in sein Riesennotizbuch und sagt: „Nota bene, merken Sie es nicht gleich: Bücklinge werden bei uns nicht gemacht. Das ist civilistisch, ergo, verkneifen Sie sich das. Sie sind?“ — „Stud. med.“ — Unsinn! Ich will wissen, was Sie für einen Beruf haben?“ — Mediziner, Herr Feldwebel. — „Nein, das sind Sie nicht; höchstens ein Medikus in spe. Student der Medizin sind Sie, verstanden? Und Sie? fragt der Gestrenge den Nebenmann, der seinen Namen schon angegeben hatte.

Der Freiwillige ist um eine Antwort verlegen, schließlich lispelt er: „Augenblicklich noch nichts, Herr. Ich komme direkt von der Penne.“ — „Penne?“ — „Sie, machen Sie hier keine Wippchen, sonst fliegen Sie direct ins Loch. Ich will nicht wissen, wo Sie heute Nacht gepennt haben, sondern, was Sie sind, ob Student, Kaufmann oder sonst was“. — „Abiturient, sonst nichts.“ — „Na, das ist doch was, sagt Schnabel,“ nickt befriedigt der „Spieß“ und wendet sich nun dem dritten und vierten Freiwilligen zu, ohne an deren Antworten etwas auszusetzen. „Nr. 5., Ihren Namen! — Sie, der klingt mir so nach den Balkanstaaten. Buchstabiren Sie das Monstrum von Namen mir mal vor. — So! Und nun, Ihr Civilverhältniß? — Provisor! Mann, immer germanisch sich ausgequetscht! Sagen Sie doch einfach: Apothekergehilfe. Klingt zwar nicht so nobel wie Provisor — aber die Herren Gerichtssekretäre müssen sich jetzt auch ganz simpel Gerichtsschreiber tituliren lassen. — Na, und Sie, Regimentsstöpsel?“ Diese vertraute Anrede galt dem kleinsten der Freiwilligen, dessen Oberlippe ein mächtiger Schnurrbart ziert. „Ihren Namen weiß ich schon, aber womit sich Ihre Wenigkeit beschäftigt hat, bin ich neugierig zu wissen.“ — „Buchhalter!“ ertönt es in tiefem Baß von den Lippen des Kleinen. „Donnerwetter!“ läßt sich der erstaunte Feldwebel hören, „bassen Sie immer so, Verehrtester?“ — „Jawohl, Herr Feldwebel,“ schallt es in noch tieferem Tone zurück. — „Das geht ja noch über unsern Zahlmeister, Hören Sie! Sie müssen mir nächstens das schöne Lied „vom dustern Keller“ mal vorsingen, Sie Stimme aus dem Mustopf.“ Alles lachte, der Feldwebel aber schritt auf den Herrn Hauptmann zu, der sich nicht weniger über das tiefe Organ des „abgebrochenen Riesen“ wunderte als der „Spieß“.

(Berl. Tagbl.)